

Not der Berge

Autor(en): **M.M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **71 (1930)**

PDF erstellt am: **22.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1008042>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Not der Berge.

Familienerinnerungen von M. M.

Jrgendwo in der Innerschweiz liegt ein abgeschlossenes Bergtälchen. Es ist eng hineingebettet in rauhe Berge mit luftigen Grat- und kahlen Felsenkronen, aus denen da und dort ein weißes Firnband schimmert. Um die weiße Kapelle im Talgrund gruppieren sich nur zwei, drei braune Häuser. Die andern Häuser und Gebäude sind zerstreut in den grünen Matten und Halden bis hinauf an den Saum der Wälder und Alpen. Eine schmale tiefe Spalte voll Kirschen, Wald und Schluchten bildet den Ausweg des Tälchens. Als wäre ihm Angst vor der unheimlichen Tiefe flieht der Pfad obenhin dem besten Gelände entlang und läßt den dröhnenden Bergbach unten an seinen dunklen Höhlen und Schluchten weiter nagen.

In diesem Bergtälchen jauchzte und zappelte vor 50 Jahren der Mattenmell als 10jähriger Bub. Schon längst lockte es ihn wieder einmal die alte Heimat auf- und abzusuchen.

Letzten Herbst bot sich die Gelegenheit. An einem prächtigen Morgen machte er sich auf den Weg. Eigentlich wählte er einen Umweg über verlassene Alpen, über Geröll und Halden. Halberschlossene und überwucherte Pfade führten ihn ans Ziel.

Je mehr er ins Tälchen der alten Heimat hineinstieg um so langsamer rückte er vorwärts. Fast jeder Tritt und jeder Blick rief die verschiedensten Erinnerungen hervor.

Verschwunden.

Die Abendsschatten rückten schon weit an den Bergen empor als er auf das Häuschen seiner Jugendzeit lossteuerte. Aber das Häuschen ist nicht mehr da. Zwar mußte er dies, doch war es ihm wie eine neue Offenbarung, als sein eigenes Auge dies bestätigten mußte.

An der Stelle des niedern, verrußten alten Häuschens steht jetzt nagelneugebaut nicht mehr ein Häuschen sondern ein Haus. Selbstbewußt reckt es sich in die Höhe.

Wie ein müdes, zusammengewerktes

Großmütterchen hatte das alte Häuschen seinen Rücken an die Halde gelehnt. Die junge Ware aus Haus und Stall benutzte ohne Mühe das Dach als Altane, Gofen und Gizi krappelten darauf herum bis die Birkenrute von erzürntem Arm geschwungen den Plan wieder säuberte.

Das malerische Bergdach mit den Steinen und Schindeln ist verschwunden. Das neue Haus ist mehr als einen Ring höher und trägt ein glattes, zündendes Ziegeldach.

War das alte Häuschen an und für sich schon klein, so beschlagnahmte die Küche mit dem Rauch noch die Hälfte des Platzes. Trat man am hellen Tag in den Küchenraum, der Eingang, Küche und Vorratskammer zugleich war, so tappten die Füße in volles Dunkel hinein. Man kam wie in ein Kohlenbergwerk. Schwarz gleißten die Wände, die paar Balken und selbst die Schindeln am Dach drohen.

Das ist jetzt alles verschwunden, verschwunden wie die alte Zeit. Wer wollte es übel nehmen? Freilich, wenn das Neue mit dem Alten verständnislos und herzlos aufräumt, mit dem Unpraktischen am Alten auch das Gute und Schöne an demselben in den Gerümpelhaufen wirft, dann mag ein gerechter Schmerz die Seele erfassen.

Fast mußte der Mattenmell zuerst nicht, was für Gefühlen er Raum geben sollte beim Anblick des neuen Hauses und bei der Erinnerung an das ehemalige Elternhäuschen. Frischer als je stand seine Jugendzeit vor ihm; einige Episoden stiegen so klar aus dem Gedächtnisse auf, wie Sonnenstrahlen aus nächtlichen Nebeln.

Unliebame Gäste.

Vor 50 Jahren beherbergte und nährte ihn, seine Eltern und 9 Geschwister, dieses magere Fleckchen Erde an stöziger Berg- halde, flankiert von einem launigegn, tief in Felsen und Stauden eingebetteten Graben. Ein paar Rindchen und Geißeln bildeten die Habe der Familie. Das Leben wäre hart

genug gewesen und wenn kein Rappen Zins das Bergheimeli belastet hätte. Doch es war nicht geerbt und nicht geschenkt sondern gekauft, teuer gekauft. Die größte Einfachheit und Genügsamkeit vermochte nicht zu verhindern daß die Armut wie ein Nagetier überall ihre Löcher nagte, und man sie überall herauschauen sah.

Besuche waren eine Seltenheit. Solche Häuser und Leute werden nicht aufgesucht, sie werden vielmehr weit umgangen. Und doch fehlte der Besuch nicht ganz. Das sorgende und bangende Mutterauge hatte sie schon entdeckt die zwei Männer, die langsam, kräftig auf ihre Stöcke gestützt, zu unterst durch das Nachbarheimen heraufstapften. Sie schien dieselben zu kennen und gar keine Freude zu haben an ihrem Herannahen.

Merkwürdig, jetzt teilen sie sich. Der eine hält rechts, der andere links. Der eine kommt durch den Weg weiter, welcher zum Nachbarhaus führt, der andere schlendert dem Grabengebüsch entlang aufwärts. Es scheint ihnen gar nicht zu pressieren. Es ist, als hätten sie selber auch keine Lust an ihrem Vorhaben. Immer noch schaut die Mutter, auch einige der Kleinen haben die Entdeckung gemacht. Eines will das Fenster aufmachen. „Zu“, befiehlt scharf die Mutter.

Vom Nachbarhaus führt der Weg direkt zu ihnen hinauf. Wirklich, da kommt er ohne ins Nachbarhaus hinein zu gehen und der andere ist auch schon bald am Grenzhag. Sie richten sich gegenseitig aufeinander und werden bald wieder zusammentreffen an dem einen Ziel, wo die paar Kindschen und die paar Geißen sind. Die Mutter hat sie erkannt, es sind die Schuldentreiber, sie waren auch schon da, aber einzeln, jetzt kommen sie zu zweit.

Der Vater schafft draußen herum, er wird sie früh genug sehen, sie schickt niemanden ihm Meldung zu machen; im Gegenteil, sie wehrt jedem Kind hinauszugehen. Die zwei Mannen kommen auch nicht hinein, sie gehen in den Stall, rufen den Vater und ihre Arbeit beginnt. Da stehen ein trächtiges Kind, ein Färbling und ein Kalb. Vor nicht langer Zeit hatte der Vater das größte Kind von der Alp geholt, der Verkauf hätte der Familie für den Winter erhalten sollen. Jetzt wird es gepfändet.

In der Stube ist es still geworden. Selbst die Kleinen sind still. Scheu blicken sie zur Mutter. Sie weint. Was soll sie mit den armen Würmchen im Winter machen? Am meisten gehen die Muttertränen dem kleinen Seppli zu Herzen. Es hat dieselben heute noch nicht vergessen, und den Vorfall kürzlich dem Schreibenden erzählt.

Der Geißbub ist krank.

Anstatt den Schulranzen mußten der Melk und sein ältester Bruder das „Reissäckli“ quer über den Rücken binden. Dasselbe drückte sie freilich nicht schwer, die Schultasche hätte ihnen wohl mehr Kummer bereitet. Die Schule stand ihnen zwar schon auch bevor, aber nur für ein paar Wintermonate und jetzt noch nicht.

In dem Reissäckli war etwas Geißkäse und ein Stück Brot. Gab es einiges Zugemüse, so war es ebenso mager wie der Käse und ebenso hart wie das Brot. Das gab gute Zähne. Für ihren Durst wurde von Hause aus nicht gesorgt. So verproviantiert mußten sie, sobald die Beine sie trugen, mit den Geißen ausrücken. Der ältere mit den Nachbargesaißen und der jüngere mit den eigenen.

Ihr gewöhnliches Gebiet war eine mächtig lange und breite Berghalde, in deren Ausdehnung sie mit ihren Geißen völlig verschwanden. Der Wald reichte gerade bis unten an diese Halde und war ihr Obdach bei Regen, Schnee und Gewitter. Der Vater hatte ihnen besonders eingeschärft, daß sie bei Gewittern auf die Ziegen achten, dieselben hätten eine feine Nase für den Blitz und merkten dessen baldiges Einschlagen, da müßten sie die Rollen tauschen, anstatt die Geißen zu führen, sich von ihnen führen zu lassen.

Nach und nach wurden sie selber behende wie die Gizi, an den steilsten und glattesten Hängen schlugen sie Purzelbäume. Vor 5 Jahren war der älteste Bruder, jetzt ein gemachter Mann, auf dem Grat oberhalb dieser Halde. Fast schnitt es ihm den Atem ab, als er die steile Wand hinabschaute, jetzt wagte er nicht mehr zu schauen, wo er als Geißbub den Purzelbaum geschlagen.

Eines Tages, lange schon bevor die Mittagsglocke aus dem Tale heraufklang, fühlte sich der jüngere Bruder müd und matt, ja

recht elend. Er entschied sich zum Heimgehen. Ganz allein schwankte er davon.

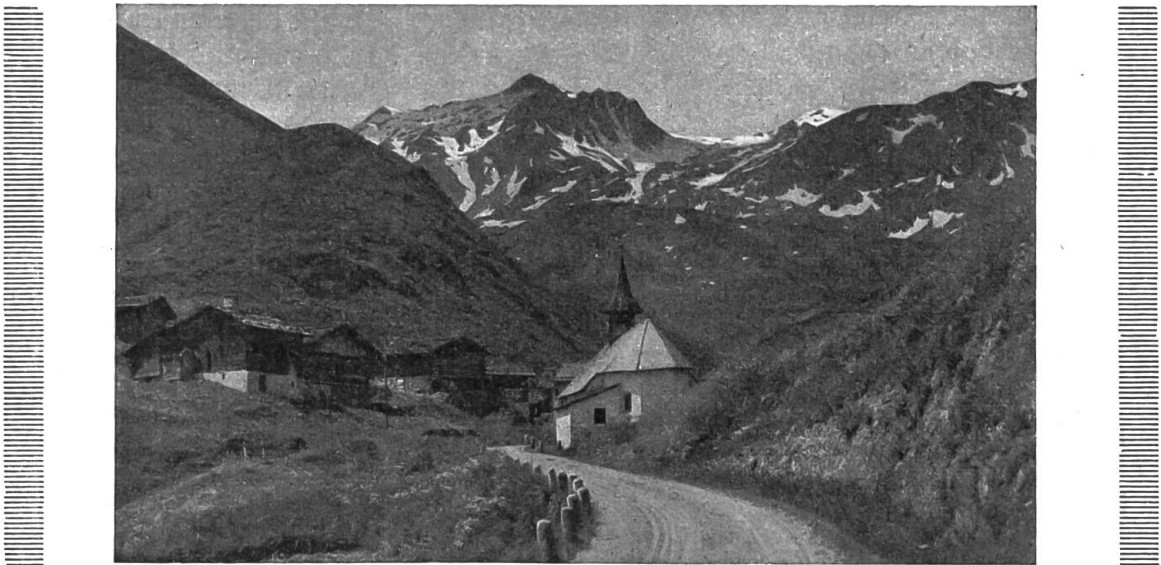
Jetzt erst gewahrte er die Distanzen. Es graute ihm beim Gedanken so allein zu sein, so fern jedem Haus. Nie hätte er geglaubt, daß seine Füße und Beine ihm den Dienst versagen könnten, immer und immer wieder mußte er sitzen und abliegen. Viele Stunden lang mußte er sich so davonschleppen ohne einen Mitmenschen in der Nähe zu haben. Als man erfuhr, wie lange er gebraucht, schaute man erschreckt einander an. Was weiter geschehen, weiß er nicht mehr.

Wochenlang lag er bewußtlos in seinem mehr als einfachen Bett in der Laube. Die gute Mutter mühte sich ab mit den Mitteln,

ihn. War der Tod schon lange um das Haus herumgestrichen, daß man seinen Eintritt fast Tag für Tag erwarten mußte, seine Tätigkeit bald an diesem, bald an jenem Bettchen gewärtigen mußte, so war die Mutter doch schwer betroffen, als er Ernst machte und den kleinen Toneli holte.

Die Bäbifrauen und Gotten konnten es nicht recht verstehen, daß man so trauern könne bei diesem Elend im Hause, das sei doch eine wahre Erlösung, sie wünschten einmal diesen Toneli nicht mehr zurück. Im Geheimen wünschte mehr als eine von ihnen auch dem Geißbuben und andern noch den Himmel und zwar recht bald.

Am festgesetzten Tage in aller Frühe



Im stillen Bergtale.

welche die engste Bedürftigkeit ihr noch übrig ließ. Bald gingen ihm alle Haare aus, er hatte das Nervenfieber. Für die Mutter rückten nun erst recht böse Tage an.

Von den kleinern Kindern begann eins nach dem andern dahinzuwelken. Sie erbten das schlimme Fieber. Fünf bis sechs waren lange Zeit nur bei fliegendem Bewußtsein; hatte das eine einen lichten Augenblick, so stöhnten die andern in ihren Fiebern. In der Kammer, in der Stube, in den Lauben, überall lagen sie, das Häuschen an der steilen Bergeshalde war ein richtiges Spital geworden.

Dem anderthalbjährigen Toneli setzten die Fieber gar heftig zu. Sie überwältigten

legte man den Toneli in das Sörglein, gar einfach ging es zu. Man kniete nieder zu den fünf „Vaterunsern“ und machte sich dann auf den Weg. Wenig Leute bildeten das Geleite. Dem Vater folgte der älteste Bub, die andern in der Familie waren die meisten krank. Mittlerweile stieß noch einige Verwandtschaft hinzu. Dieselbe hätte dem Vater mehr gratulieren als kondolieren mögen. Auch dem ältesten Bub schien der tote Kleine kein Unglück zu sein. Ohne Schule und ohne Gimmaleins konnte er ausrechnen, daß sie die Händäpfel immer noch zu bewältigen vermöchten.

Die Mutter war dem Sörglein ihres lieben Toneli nicht gefolgt. Jemand mußte

bei den Kranken und Kleinen zurückbleiben. Zudem fühlte sie sich zu schwach für den weiten Weg zum Friedhof ganz tief im Tal drunten. Solange sie aber den kleinen Leichenzug erspähen konnte, schaute sie nach.

Neben ihr war das fünfjährige Seppli. Letzterem fiel es wieder auf, wie die Mutter so still war, wie sie Tränen aus den Augen wischte. Auf einmal nahm sie das Kind beim Armchen, blickte dann längere Zeit nach dem kleinen weißen Sarg, den der Nachbar auf einer Traggabel vorantrug, — er war nur mehr wie ein weißer Punkt — dann wandte sie sich zu Seppli und mit nassen Augen und wehmütigem Blick sprach sie zu ihm: so werden sie mich bald auch auf den Friedhof tragen. Dem kleinen Seppeli war merkwürdig zumute. Es begriff diese Worte nicht so recht und doch prägten sich dieselben unauslöschlich seinem Herzen und Gedächtnisse ein und den wehmütigen Zug auf dem Antlitze der lieben Mutter konnte es schon gar nicht vergessen.

Kommen sie noch nicht?

Nach dem Tode des Toneli ließ das Nervenfieber in der Familie nach. Die ersten Kranken erholten sich wieder. Als Letztes war das Seppeli noch an die Reihe gekommen. Gerade lag es heftig fiebernd darnieder. Es ging ihm wie den Andern. Alle Haare fielen ihm vom Haupte. Längere Zeit war es auch ganz bewußtlos. Gerade dies setzte der guten Mutter von neuem zu.

Es nahte der Samichlaus. Was sollte sie den lieben Kleinen auf den Tisch legen? Sie hatte nichts, rein nichts. Doch erwartete sie etwas. Der Toneli sollte wieder ersetzt und die Reihe der zehn Kinder wieder glatt und voll werden. Das war das Geschenk, welches sie auf St. Niklaus erwartete. Aber war es nicht wieder eine neue Belastung ihrer Sorgen, war es nicht eine neue Kummerfurche in ihr Antlitze? An solche Erwägungen verschwendete sie nicht viel Zeit. Da nahm sie vorweg und ließ Gott walten.

Etwas anderes machte ihr mehr Sorge. Sie fühlte sich fast am Ende ihrer Kräfte. Wieviel hatte sie diesen Herbst durchgemacht! Sie hätte sich schonen sollen. Wohl gab es gute Seelen, die ihr zu Hilfe kamen, aber das war gerade soviel, daß sie nicht zusam-

menbrach. Der erste Todesfall in der Familie war ihr auch stark zu Herzen gegangen. Sie hätte eine kräftige Nahrung haben sollen, aber woher Geld und Mittel nehmen, wenn die Schuldentreiber zu zweit kommen.

Wieder hatte es zu schneien begonnen. Die schneeschweren Wolken hingen tief über die Berge herab. Kaum waren die ersten Nachmittagsstunden vorbei, kam schon die Nacht. Nach spärlicher Abendmahlzeit wurden die Kinder früher als sonst ins Bett gepackt. Sie wären noch gerne etwas aufgeblieben, denn die gute Gotte des Seppli war gekommen und die kam nie mit leerer Schürze, bald brachte sie einrige Äpfel oder Schnitze, bald wieder Haselnüsse, einmal sogar Kuchen.

Schon längst schliefen die Kinder in ihren Lauben droben und träumten von der guten Gotte, als ein neuer Erdenbürger die Familie vermehrte. St. Niklaus hatte mit diesem Geschenk nicht gewartet bis zu seinem Feste, er kam schon zwei Tage vorher. Aber während das kleine Kind gute Gesundheit zeigte, lag die Mutter erschöpft darnieder. Sie fühlte, daß ihr Herz anfang zu versagen, daß ihre Lebenskraft mit beängstigender Schnelle zur Neige ging. Das Blut strömte vom Herzen weg, dieses begann heftig zu schmerzen, wie wenn eine unsichtbare Hand es zerreißen wollte.

Für den Vater und die Gotte wurde die Bestürzung immer größer. In einem fort beratschlagten sie, immer wieder hofften sie von der Mutter eine erleichternde Antwort. Sie kam nicht; es blieb nichts Anderes übrig, sie mußten Priester und Doktor rufen.

Das Schneien hat etwas nachgelassen. Der Neuschnee verdeckt alle Pfade und die Nacht ist so dunkel, daß die Weiße des Schnees wenig zu erhellen vermag. In kürzester Linie eilt der Vater zum Nachbarhaus, klopft, was die Faust erträgt und macht den Erschrockenen die bittere Mitteilung.

Nachbar Anton ist eine bereitwillige Seele, sie beide sind immer gut gewesen zueinander. Die große Gefahr macht dem Anton Beine. Elf Uhr hat es schon geschlagen. Ein schwaches Lichtlein in der Hand waltet er durch den tiefen Schnee. Den Pfad hat er gleich verloren. Das macht ihm nicht Sorge, in raschen Säzen ist er im

Hauptweg drunten. Da geht es nun ein Stück weit eben aus. Schon beginnt der Schweiß die Haare zu nezen.

Jetzt kommt er gerade an die Stelle „von den schwarzen Katzen“. Nicht vor langer Zeit johlten lose Burschen in später Nachtstunde da vorbei. Auf einem Zaunpfosten hockte eine schwarze Katze. Patsch, und die Katze flog getroffen zu Boden. Im Augenblick aber saßen deren zwei auf Pfostenköpfen. Die Burschen schlugen auch diese zwei herunter. Im Nu waren vier „Hagschyen“ von sträubenden Katzen besetzt. Jetzt verging den Uebermütigen jegliche Lust; den Schlotter in den Knieen zogen sie mäuschenstill ab und heim. Dies wurde als bestimmte Tatsache erzählt. Ein bißchen möchte dem Toni gruseln an dieser Stelle, es rückt ja auf die Geisterstunde, doch raschen Schrittes waltet er vorbei.

Um so freudiger begrüßt er die kleine Kapelle am Wege und obwohl er genug zu schnaufen hat, betet er den englischen Gruß mit einer ihm bisher unbekanntem Inbrunst. „In welchen Mengen schweben die Leute droben an der Halde, o wenn diese Mutter sterben muß, was soll aus der Familie werden, Welch ein Elend, man darf es nicht denken, Heilige Maria bitt für uns.“

Noch dunkler wird es, wie durch ein Tunnel muß er jetzt durch finstern Wald, der steil in eine tiefe Schlucht hinabhängt. Die höhern Nester vom Schneedruck gebogen schließen sich über dem Weg. Hier schaudert ihn. Vor ein paar Jahren kam sein eigener Vater spät abends durch diesen Wald heimwärts. Er hatte dem damaligen Kaplan ein Fäßchen Wein geholt. Das Bergtälchen

war eine Kaplanei, letztere leider jetzt unbesetzt. Als er mit dem Weinfäßchen auf dem Rücken durch diesen Wald schritt, hatte sich die Nacht schon tief hineingesenkt. Leise raschelte es im Geäste der Bäume. Tief unten in der Schlucht stürzte der Bergbach von Saß zu Saß in die ausgehöhlten Wasserkessel. Es war nicht ein Rauschen, das von ihm heraufstieg, es war dumpfes Donnern, das fast unheimlich durch Schlucht und Wald bebte.



Bergeinsamkeit.

Was ist das? Tritte hört er hinter sich, so nahe und so deutlich, daß er unwillkürlich um sich schaut. Doch niemand zeigt sich. Weiter gehts. Wer kommt ihm nach? Auf jeden seiner Tritte folgt deutliches Absteigen eines fremden Fußes hart auf seinen Fersen. Noch schlimmer wird's. Frischer Atem weht ihm an den Hinterkopf und Hals. Er eilt, was er eilen kann. Niemand hätte ihm beigebracht, daß es bloße Vorstellung und nächtliche Einbildung gewesen sei. Wie froh ist er, da vor seinen Augen

eine Helle aufgeht, der Wald ist durchquert. Kalter Schweiß rinnt ihm über das ganze Gesicht, eine eigene Beengung durchkrampft seine Brust.

Am Ziele gab er seine Bürde gerne ab, sprach kurz, ging heim, war krank und starb nach acht Tagen. Zeuge von diesem Erlebnis und dem raschen Tod ist eine Tochter, die an einem schönen Seegegestade, über 80 Jahre alt, noch rüstiger Gesundheit sich erfreut. Wie jetzt Anton auf dem gleichen Weg, nur in entgegengesetzter Richtung, durch den gleichen Wald dahinhastet, da sieht er lebhaft seinen fiebernden Vater, wie derselbe auf seinem Lager sich erhebt, mit angstvoll wirrem Blicke links und rechts um sich schaut, und da ihn

die Beine nicht tragen, mit seinen Händen vorwärts zu eilen sucht. Dann wechselt die Krankenstube und das Krankenbett, er sieht die Mutter, seine Nachbarin, mit dem Tode ringen und vermehrt seine Eile.

Gottlob ist er bald aus dem Wald heraus, sein Bergtäälchen hat er nun im Rücken, ein holperiger Weg führt jäh abwärts. Nacht und Nebel verhindern den Blick ins Tieftal. Wäre es Tag, dann würde er bald drunten sein. Als Rufer um Hilfe, als Bote der Not muß er eilen, doch darf er um keinen Preis verunglücken. Drunten angekommen geht's noch ein Stück geradeaus. Das erste Haus des Dorfes ist erreicht, eine halbe Minute und er steht mit klopfendem Herzen und Schweißtriefend am niedern Pfarrhaus. Er besinnt sich keinen Augenblick; mit hastiger Kraft zieht er am Handgriff. Die Hausglocke schreit töllig auf: Hilfe, Hilfe; Eile, Eile. Nicht lange und ein Lichtlein flackert durchs winterliche Fenster, beim Oeffnen fällt der Schnee von den Rahmen.

Die ruhige Stimme des treuen Seelsorgers tut dem Anton wohl. Die Beschwerden des weiten Versehanges mitten in der Nacht durch all den Winter verschwinden ganz in der Ruhe dieser Stimme. Froh atmet Anton auf. Er hat aber noch einen weiten Weg. Der nächste Doktor ist erst im Hauptort des Landes zu finden. Freilich geht es jetzt eben aus, doch die ebene Straße setzt den Berglerbeinen mehr zu als der Weg über Stock und Stein.

Eine Erleichterung ist ihm, daß wenigstens der Priester erreicht ist. Vom Meßmer begleitet folgt derselbe den Spuren die Anton im Schnee zurückgelassen hat. Bei strengstem Marsche müssen sie an die drei Stunden rechnen, bis sie bei der schwerkranken Mutter sind. Der Seelsorger kennt sie schon diese Mutter und ihre Familie. So viele Kinder von ihr hat er schon getauft, und jetzt wartet wieder eines dieses hehren Sakramentes.

Ruhig schläft das Allerjüngste und es ist gut, denn man hat keine Zeit sich mit ihm abzugeben. Der Zustand der Mutter wird trostlos. Gottbefohlen alle, haucht sie immer wieder; dann hebt sie mit letzter Anstrengung die Brust, wendet sich mühevoll, es ist als wölte sie ans Fenster um etwas zu

schauen und schmerzlich bewegen sich die Lippen: kommen sie noch nicht. Mehr als eine Stunde schon ist das ihre beständige Sorge, ihr beständiges Fragen und Flehen. Diese Mutter von zehn lebenden Kindern, wovon der älteste Bub kaum 12 Jahre und das Jüngste noch nicht 12 Stunden alt ist, diese Mutter, die ihre Familie in größter Armut zurücklassen muß, deren Scheiden den Vater fast zur Verzweiflung treiben muß, diese Mutter hat nur noch einen Wunsch: sie kommen noch nicht, seht ihr noch nicht das Lichtlein, das den Heiland kündet, kommen sie noch nicht der Priester und der Meßmer.

Wieder schiebt man das Fenster mit den runden Scheiben zurück, ihr zulieb, wieder schaut man hinaus in die Winternacht, aber man weiß wohl, sie können noch nicht so weit sein. Da schlägt die alte Tick-Tack-Uhr eins. Wie froh wären alle, es hätte zwei geschlagen und der Priester wäre nahe und könnete den letzten und größten Wunsch der Mutter erfüllen. Man muß wieder irgend eine Beruhigung, irgend ein Trostwort suchen. Eine kurze Stille tritt ein, dann öffnet die Mutter wei die Augen. Alles Leben scheint in ihre Augen gesüchtet zu sein. Was sucht sie? Noch einmal stöhnt sie die Klage hervor: „muß ich denn ohne Priester sterben, kommen sie noch nicht.“ Dann schüttelte ein Zucken ihren ganzen Körper, die Augen nehmen eine unbewegliche Stellung nach oben, sie scheinen jetzt weiter zu sehen als nur in das Irdische, aus dem geschlossenen Mund rinnt etwas Blut, die Mutter ist tot.

Durch den dunklen Wald, der den Ein- oder Ausgang des Bergtäälchens bildet, schimmert ein schwaches Lichtlein, hie und da hört man den verlorenen Ton der Versehglocke, alle Kräfte anspannend kommen Priester und Meßmer daher. Es ist zu spät.

Die Mutter des Anton war auch zur Hilfe herbeigekommen. Die hellen Tränen liefen ihr über die Wangen. Sie mußte Hand anlegen, alles selber hervorsuchen und ordnen, mit dem Vater war gar nichts anzufangen.

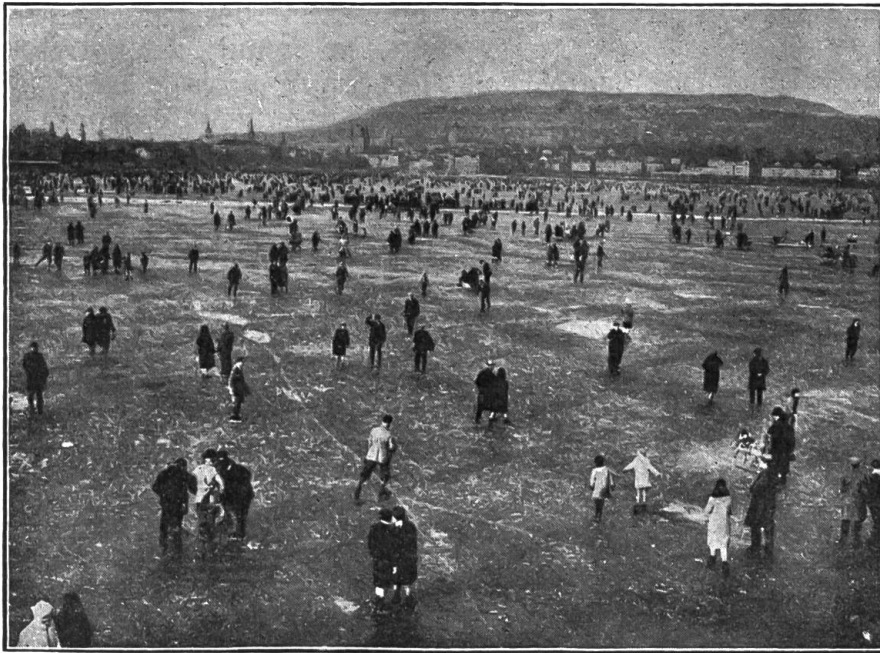
Unbeweglich, das Gesicht in den schwieligen Händen, saß er in der Stube auf dem zerrittenen Kanapee. Noch dunkler als drunten im Wald, wo Priester und Meßmer

daherkamen, war es in seinem Herzen. Dort war wenigstens noch ein schwaches Lichtlein, in seinem Herzen aber war es ganz finster, da war gar kein heller Punkt mehr. Völlige Dunkelheit umwirbelte ihn, alle Brücken brachen um ihn herum. Was sollte er jetzt anfangen? Die letzte Hoffnung, der letzte Halt war gebrochen, die Mutter war tot. O hätte er ihr wenigstens den letzten Wunsch erfüllen können! Immerwieder hörte er nun ihr jammervolles Rufen: kommen sie noch nicht.

klänge, leiser redete man überall, das ganze Tälchen schien eine Trauerfamilie zu sein, selbst den wilden Schulknaben drangen diese Glockenzeichen so wehe ins Herz und ins Gemüt hinein, daß sie davon bezähmt still ihre Wege schlichen und diese wehe Stimmung ganz in sich hinein tranken.

Seid ehrlich.

Auf dem Heimwege von der Beerdigung begleiteten zwei verwandte Männer den Vater. Er sprach nur das Allernotwendigste.



Der kalte Winter 1929.
Eisleben auf dem zugefrorenen Zürichsee.

Rasch mußte ein Bote dem Priester und Arzt entgegen, um ihnen zu melden, daß sie sich nicht weiter bemühten. Ein Anderer war schneller gewesen als sie, der Tod.

Besonders für den Seelsorger folgte auf den mühevollen Aufstieg ein bitterer, trauriger Abstieg. Vor seinen Augen tat sich die ganze Ausdehnung des Elendes auf, welches in der Familie der toten Mutter nun erst recht begann.

Gar traurig hob mittags um 11 Uhr die Glocke der Bergkapelle ihre Totenklage an. In diesem Bergtälchen droben, mit nicht einmal 200 Seelen, war ein Todesfall etwas Seltenes und ein solcher Todesfall ganz besonders. Kein Geräusch störte die Toten-

Bald suchte der links, bald der rechts irgend ein gleichgültiges Gespräch anzuzetteln, aber ganz schüchtern. Es kam ihnen wie eine Entweihung vor in solcher Trauer von gleichgültigen Dingen zu reden. Doch fühlten sie wieder die Notwendigkeit diesen Vater etwas abzulenken und zu zerstreuen. Hierzu aber waren die wetterharten Mannen aus dem Bergtal nicht geeignet. Nach und nach steckten sie ihre Versuche auf. Wortlos, mit schweren Gedanken im Herzen, schritt man heimwärts. Die Begleitung allein war auch schon ein Dienst, auch ein Zeichen der Teilnahme, besser als irgend ein Wortschwall.

Heimwärts! Plötzlich blieb der Vater ein oder zwei Schritte zurück, holte sie aber

rasch wieder ein. Ein eigentümliches Zucken erfaßte ihn dabei. Es war ihm gerade das Wörtchen in den Sinn gekommen: heimwärts. Mit diesem Wörtchen war es aus bei ihm. Nur zu gut wußte er es, daß es für ihn und seine Kinder bald kein Heim mehr gäbe. Mit der toten Mutter hatte man auch sein Heim begraben. Hatte er vorher Mühe daselbe zu halten, so war jetzt mit voller Gewißheit alles dahin. Wie der Blitz einen Baum zerspaltet, einen Ast dahin schleudert, ein Stück dorthin, so war durch den Tod der Mutter Heim und Familie nun ganz zerrissen und noch in tieferem Elend als vorher.

Die verwaiste Kinderschar wurde fast jeden Tag von einer neuen Hüterin und Pflegerin betreut. Jede sorgte wieder für eine Nachfolgerin. Die Kinder gewöhnten sich nach und nach daran. Diese Gewöhnung ging umso leichter, je leerer der eigene Keller wurde und je mehr Sachen gute Tanten und Gotten mitbrachten. Einer aber konnte sich gar nicht daran gewöhnen, der Vater. Mut und Energie hatte er verloren. Mit ihm allein wären die Kinder böß daran gewesen. Selbst im Stalle vermochte er die nötige Arbeit und Ordnung nicht aufrecht zu erhalten. Nachbar Anton besorgte alles. Tage lang sann der Vater trocken hin und her, man brachte ihn nicht mehr vom Fleck, zum Essen kam er nie.

„Gehet und saget dem Vater, das Essen sei bereit, er solle kommen.“ Man sollte meinen, es wären alle hingesprungen. Was geschah? Nicht eines der Kinder bewegte sich mehr. Was sagten sie? „Wir gehen nicht.“ Was war das für ein Reden! Doch hören wir weiter: „Er kommt doch nicht“. Oft genug hatten sie ihn gerufen, ein-, zwei-, dreimal gerufen und er war nicht gekommen. Jetzt waren sie dessen müde. Er kam wirklich nicht. So konnte es kaum weiter gehen und doch, es ging so weiter. Nach kurzer Zeit lag er ernstlich krank darnieder.

Beizeiten wurde gesorgt, daß er das Ewige in Ordnung bringen konnte. Zeitliches hatte er nicht viel zu besorgen, er konnte einzig nur seine Kinder den nächsten Verwandten ans Herz legen. Was der Mutter versagt blieb und wonach sie so sehnlichst verlangte, das hatte sie im Himmel droben

dem Vater nun erbeten. Er mußte nicht jammern: muß ich denn ohne Priester sterben, kommen sie noch nicht.

Etwas Unerwartetes erlebten die zwei ältesten Buben. Der Vater rief sie an sein Krankenlager. Der Zuspruch war nicht weit-schweifig. Sie erinnern sich, wie der tot-krankte Vater ihnen zwei Wörtchen einprägte: „Seid ehrlich!“ Es muß ein besonderer Druck auf diesen zwei Wörtchen gelegen sein, daß sie dieselben im abwechslungsreichen Leben nicht vergessen haben.

Diese zwei Wörtchen hatten ihre Vorgeschichte. Als am Spätherbst die Geißen nicht mehr auf die Berge getrieben wurden, da trugen eines Tages zwei Geißen des Nachbarn nagelfunkelneue Glöcklein. Es mag dies am Tage nach dem Herbstmarkt am Hauptort gewesen sein. Sofort teilte der ältere Bruder dies dem jüngeren mit. Mehr als gut suchten sie jetzt diese Nachbarsziegen auf. Wie herrlich bimmelten diese runden Glöcklein am Halse der glücklichen Geißen! Welch ein Blitzen und Funkeln war es, wenn der Sonnenstrahl sie traf! Der Klang dieses Wunderglöcklein wollte ihnen nicht mehr aus den Ohren. Wäre das eine herrliche Spielsache. Daheim hatten sie nur Holz-kühe, grob und ungeschlacht zurecht gehauen. Sie legten ihnen auch Glocken um, runde Erlenkügeln. Wollten sie mit ihren Holz-kühen Alpfahrt halten, dann schüttelten sie kräftig diese Kügeln am Halse der Kühe; für Ton und Klang mußte ihr Mund sorgen. Bis anhin waren sie zufrieden gewesen mit diesem mehr als schlichten Spielzeug, zufriedener und glücklicher als so manches Millionärsböhnchen bei den aus-gesuchtesten Spielsachen.

Aber jetzt hat ihr Auge die glitzernden Glöcklein gesehen, jetzt hat ihr Ohr deren lockenden Töne gekostet, jetzt ist es aus mit der alten Genügsamkeit. Ein heißes Begehren steigt auf in ihrem Herzen. Sie können Aug und Ohr fast nicht mehr trennen davon. Wo es Gelegenheit gibt, sind sie wieder bei den neuen Glöcklein, sie schüren das Feuer des Begehrens; mächtig setzt sich die Versuchung in ihre Seele; sie lassen sie groß werden, bis sie die Ueberhand gewinnt. Eines schönen Abends sind sie wieder bei den Nachbarsziegen, fassen die neuen Glöcklein

in die Hand, halten rasch Umschau, ob sie niemand sehe, hastig werden die Halsriemen aufgenestelt und fort eilen sie mit der Beute, was die Beine sie tragen.

Doch wohin? Sollen sie heim damit? Niemals! Mächtig regt sich gleich das böse Gewissen. Unter einem Stein werden die blitzsauberen Dinger in die unsaubere Erde verscharrt. Als wäre ihnen nicht ganz wohl, schleichen die Buben langsam ins Haus. Aber

der Brüder erst vor sie treten mußte mit seinem unsichern Blick und heiß geröteten Wangen, mit der Sündermiene, da hatte sie volle Gewißheit. Sie ließ sofort auch den Ältesten rufen und die andern, die nachträglich sich mit der Sache verwickelt hatten. Der Älteste rock die scharfe Lunte. Er kam nicht. Die andern wurden ins Kämmerchen dirigiert. Daß die Sache nicht sauber war, wußten auch sie. Was sie aber der Mutter



Gewitterstimmung in den Bergen.

sie sollten die Glöcklein doch daheim genießen können. Wie das anstellen? Der größere Bruder läßt bei andern Geschwistern verlauten, sie hätten dieselben gefunden und wollten sie ihnen bald zeigen. Die Geschichte vom glücklichen Fund eilt alsogleich zur Mutter. Die Kleinen können sich nicht enthalten, solch frohe Botschaft der Mutter zu bringen um möglich bald die Glöcklein zu sehen.

Die Mutter horcht auf. Die Kinder erwarten freudige Miene. Wie werden sie enttäuscht! Die Mutter wird furchtbar ernst.

Beim ersten Bericht lag der Mutter die Sachlage klar vor Augen. Als der kleinere

für einen Schmerz und Kummer bereitet hatten, davon hatten sie keine Ahnung.

Gerade die zwei ältesten Buben sollten beide unter fremden Leuten ihr Brot verdienen. Wie sollte das gehen, wenn sie an der Ehrlichkeit Schaden gelitten?

Bis jetzt hatte noch kein einziges von den Kindern sich auch nur im Geringsten an fremdem Eigentum vergriffen. Ehrlich und redlich die Kinder zu erziehen, war der Mutter eine Hauptsache. Was besaßen sie? Die Armut. Was konnten die Kinder einmal von den Eltern erben? Nichts. Doch eines: Ehrlichkeit und Redlichkeit. Das war der Eltern Hoffnung, das war ihr Stolz. Da hatten

sie saubern Schild, da durften sie frei vor den Menschen auftreten, und jetzt, mit einem Schläge war diese Hoffnung in Stücken, dieser Stolz geknickt. Sie sollten unredliche Kinder haben! Furchbar griff der Mutter das ans Herz. Sie betrachtete es als die heiligste Pflicht den Anfängen zu wehren und böse Reime mit Stumpf und Stiel auszurotten. Die Rute tat ihren Dienst, so scharf hatte sie wohl noch nie gestraft. Die andern Kinder ergriff das Mitleid, als die Strafe so hart ausfiel. Seppi wollte den Weinernden nachher beistehen, aber die Mutter wies es energisch weg.

Wie der Vater am Abend heimkam, schüttete ihm die Mutter ihr schweres Herz aus. „Den ältesten mußt Du in die Finger nehmen, mir ist er davongelaufen“, klagte sie.

Es scheint, daß der Vater hier nicht ganz seine Pflicht getan hat. Doch muß er die Sache ernst genommen haben. Sie ließ ihm auf dem Sterbelager noch keine Ruhe, darum diese zwei Worte: seid ehrlich. Sie haben ihre Wirkung getan, diese Worte und die Rutenstreichche der Mutter. Noch heute wird diesen Eltern gedankt, daß sie es ernst genommen haben.

Ein neues Jahr hatte inzwischen seinen Einzug gehalten. Im Bergtälchen war noch immer keine Aussicht auf einen Kaplan und so mußten die Leute in die Pfarrkirche im ebenen Tal drunten.

In die ersten Tage des Januar fiel der Dreißigste für die Mutter. Wer Zeit hatte nahm daran teil und ging zum Opfer. Bevor der Pfarrer am Schluß das Weihwasser gab, wandte er sich an die Trauergemeinde und verkündete mit bebender Stimme die Beerdigung des Vaters. Den Dreißigsten der Mutter begehen und daheim den Vater tot im Hause haben, das war zu viel. Lautlos horchten die Leidleute der Verkündigung, dann zitterte eine eigene Ergriffenheit durch die Reihen. Es packte die ältesten Gemüter und über die knochigsten Gesichter kugelten verstoßene Tränen.

Hinaus in die Welt.

Nach einem kleinen Wehr führt der Weg an den Zaunpfosten vorbei, auf denen die schwarzen Katzen sollen gehockt haben. Von

dort sieht man hinauf zum Haus an der Halde. Als die Leidleute vom Dreißigsten heimkehrten, schauteten sie unwillkürlich hinauf, wo nun auch der Vater tot im Hause lag. Zehn arme kleine Kinder hatten innerhalb dreißig Tagen beide Eltern verloren. Was sollte aus ihnen werden? Konnte Gott im Himmel diese Kleinen so heimsuchen? Und so viele Kinder! —

Das Seppeli war soweit wieder auf den Beinen. Vom Tode der Mutter wußte es nichts, es lag in Fiebern. Jetzt führte man es in die Totenkammer um dem toten Vater das Weihwasser zu geben. „Nein wie schön schläft der Vater und wie schönes Gewand hat er an“, stammelte es in seiner kindlichen Einfalt. Dies Bild vom schlafenden Vater, wie es meinte, ist ihm bis zur Stunde geblieben.

Sobald als möglich trat die „Fründschaft“, bestehend aus den nächsten Verwandten zusammen um über die verwaiste Kinderschar das nächste Schicksal auszusprechen. Es mag an einem Gedächtnistag für den Vater gewesen sein.

Für das fünfjährige Seppeli war bereits ein Nestchen parat. Es am in den Hauptort zu einem überaus guten Großonkel. Es mußte aber hingetragen werden. Das findige, behende Franzi im kleinen Heimen unter dem Dossen hatte ein „Tschiferli“ bis zur Hälfte gefüllt, einen kleinen Boden gemacht und Seppeli hineingesetzt. Die Haare waren demselben noch nicht nachgewachsen und so guckte das Bläßköpfschen oben heraus. Das lockte selbst die Trägerin zu muntern Neckereien mit der keinen Last.

In der Herberge neben der Pfarrkirche stellte Franzi das „Tschiferli“ samt Inhalt auf eine Bank im Hausgang. Nach dem Gedächtnis kamen die Leidleute herein. Nacheinander blieben alle stehen, betrachteten und besprachen das Geschöpfchen. Am Liebsten wäre dasselbe bis zu unterst ins „Tschiferli“ verkrochen. Noch heute macht ihm diese Ausstellung fast Herzklopfen.

Die „Fründschaft“ brachte auch die andern neun Kinder bei Verwandten und Bekannten unter. Von Armenhaus wollte sie nichts wissen.

Die einen trafen es gut, die andern

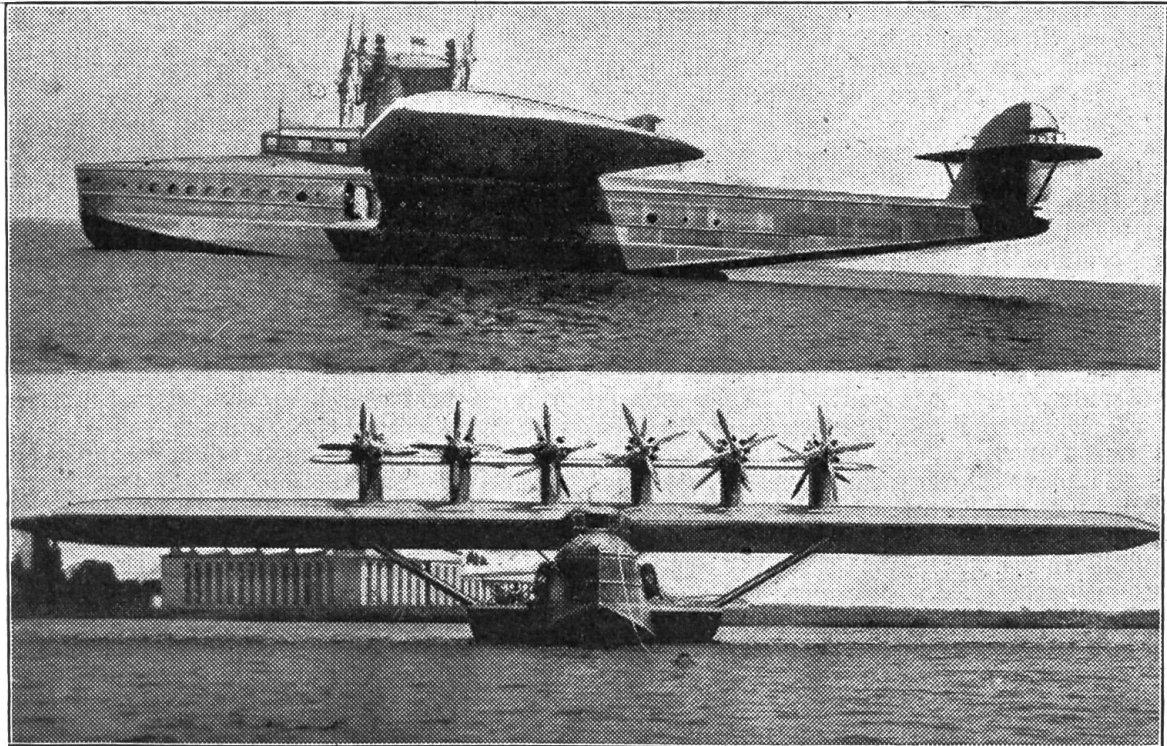
schlecht. Von den Buben traf es einer so schlecht, daß er oft und oft auf dem Heimwege von der Schule betete, der liebe Gott möchte ihn sterben lassen.

Immer mehr zerstreuten sich die Kinder in andere Gemeinden, in andere Kantone, über die Grenzen der Schweiz hinaus bis übers Meer. Ein Bub wanderte mit 16 Jahren schon nach Amerika, er mußte wahrscheinlich nicht so manches Formular ausfüllen wie die heutigen Auswanderer. Bis zum Ausbruch des Weltkrieges 1914 hat er

darf ruhig sagen: schwerlich wären diese Kinder im gesamten so gut ausgefallen und wenn beide Eltern am Leben geblieben und zu Wohlstand und Reichtum gelangt wären.

Obwohl die Mutter so früh wegstarb, so wirkten doch die durch und durch christlichen Grundsätze dieser Frau mächtig nach.

Damals konnte man von der Not der Berge reden. Die jetzige Zeit hält da einen Vergleich nicht mehr aus. In das Bergtälchen dieser Geschichte führt jetzt eine schöne Straße, fahrbar für Automobile. Post,



Do X, das größte Flugzeug der Welt, das 170 Personen befördern kann und durch 12 Motoren getrieben wird, nach seinem ersten Probeflug.

immer noch geschrieben, seither ist jede Nachricht ausgeblieben. Einige mußten nach jahrelanger Trennung sich wieder kennen lernen.

Fast ohne Ausnahme machten sich alle gut im Leben draußen. Ein eigener Schutz und Segen Gottes waltete über ihren weiteren Geschicken. Vier von diesen Kindern leben noch jetzt, vom Bruder in Amerika abgesehen. Sie alle sind ein Beweis, daß der liebe Gott, wenn er noch so schwer prüft, auch wieder demgemäß hilft und daß man nie über zu viele Kinder klagen soll. Man

Telephon, elektrisches Licht haben ihren Einzug gehalten. Manch neues Haus ist entstanden, eine Menge Drahtseilanlagen befördern Lasten und Personen. Jetzt müßte die sterbende Mutter nicht mehr solange und umsonst klagen: kommen sie noch nicht.

Wo aber die Verhältnisse in einem Bergtälchen wären, wie sie vor 50 Jahren in diesem Bergtälchen herrschten, dann könnte man freilich nicht genug eilen mit der Hilfe. Die wichtigste Hilfe aber ist die Fügung Gottes.